

Intuition – ja, und...?

Spuren einer persönlichen Suche¹

Jürgen Hargens

Mögliche Erklärungsversuche ...

Wenn von Intuition die Rede ist, hat – so mein Eindruck – jede und jeder *intuitiv* eine Idee, Ahnung, Vorstellung etc. von dem, was gemeint ist. Beschreibungen lauten beispielsweise: „spontanes, gefühlsmäßiges Passen, mit sich selbst im Reinen oder einig sein, andere Verbindungen ohne Nachdenken herstellen, geht von selbst.“

Bitte ich mein Gegenüber dann, mir *irgendwie genauer* zu beschreiben, was er oder sie darunter versteht, wird es – was die Klarheit angeht – oft schwieriger. Ich höre zumeist Umschreibungen, Bilder, Analogien, z. B. „na ja, irgendwie weiß ich...“, „das ist so ein Gefühl, das mir deutlich zeigt...“, „Vorahnung“, „na ja, eben Intuition“ oder „das ist Wissen, irgendwie eine etwas andere Art oder Form“, um dann anhand von Beispielen zu versuchen, mir das, was unter Intuition verstanden wird, plausibel zu machen.

In einer Runde von KollegInnen tauchte die spannende Frage auf, was denn das Gegenteil von Intuition sei, da Definitionen oft auch über die Benennung des Gegenteils konkreter werden. Darauf wusste niemand eine Antwort...

Ich suchte weiter und meine Arbeitsdefinition lautet derzeit, dass Intuition das Ergebnis eines ressourcenreichen Zustands ist, der sich u. a. (oder: vor allem) – im Sinne (eines Gefühls?) eines Vertrauens zu sich selbst ausdrückt. Viel klarer und eindeutiger ist auch dies nicht, allerdings erwies sich diese Beschreibung für mein weiteres Vortasten als hilfreich. Meine Überlegungen gingen weiter, und ich habe mir meine Definition für den professionellen Bereich so übersetzt:

Intuition beschreibt (m)einen Zustand, der irgendwie *anders* ist. Diesen anderen Zustand kann ich an mir wahrnehmen (sofort taucht die Frage auf: wie?) und ich kann dann über den Nutzen entscheiden (und schon taucht wieder die Frage wie? auf).

So gesehen, handelt es sich m.E. um einen *intrapsychischen* Wahrnehmungs- und Entscheidungsaspekt, der *interpersonell* ausgelöst wird.

1) Ich bedanke mich bei Wolfgang Loth für seine Anregungen, Kommentare, Kritiken und überhaupt...

Da Intuition von außen her nicht beobachtbar scheint, bezieht sie sich auf einen Zustand, den ich in mir – also intrapsychisch – wahrnehme². Damit kann dieser Zustand schwerlich an äußeren Kriterien festgemacht (validiert) werden. Anders gesagt – dieser Zustand ist immer dann gegeben, wenn ich ihn bei mir konstatiere, da ich der Einzige bin, der diesen Zustand (an/in mir) bestätigen kann. Und darüber lässt sich dann nicht streiten, so wenig wie sich über Gefühle streiten lässt.

Da ich mich ständig „in Kommunikation“ befinde (Watzlawick et al. 1993³), also „in Beziehung“ stehe, mit wem auch immer, stehe ich ständig „in Interaktion mit...“. Ich kann alles das, was ich in solchen Situationen wahrnehme, (auch!) so beschreiben, als ob es durch interaktive, d. h. interpersonelle Ereignisse ausgelöst wird.

Wolfgang Loth hat dies pointiert auf den Punkt gebracht: „Ich stelle mir vor, dass wir [uns] Intuition nicht als ‚Persönlichkeitseigenschaft‘ vorstellen, sondern als ein interaktives Geschehen, Intuition nicht als eine individuelle Fertigkeit, sondern ein gemeinsames Erschließen von Rahmenbedingungen, die es ermöglichen, über das Visible hinaus ein Gespür zu bekommen, ‚für das, was sein könnte‘.“⁴

Dies verweist auf das, was in narrativen und systemischen Ansätzen als bedeutsam beschrieben wird – das Erschließen von Möglichkeiten, von anderen Perspektiven und Weltsichten oder Linsen (O’Hanlon & Beadle, 1998). So gesehen, würde es im therapeutischen Rahmen darum gehen, herauszufinden, welche Kontextbedingungen Intuition begünstigen könn(t)en. Und da kämen mir sofort drei Aspekte in den Sinn⁴:

- a) subjektive Befindlichkeit
- b) sozialer Kontext
- c) Beziehung

Wende ich meine Idee von Intuition darauf an, dann würde ich die Frage für mich so formulieren: Wie ko-konstruiere ich meine subjektive Befindlichkeit, den sozialen Kontext und die aktuelle (in diesem Kontext: therapeutische) Beziehung so, dass ich mich in einem Zustand befinde, der es mir ermöglicht, Vertrauen zu mir zu entwickeln, um (auch) den Zugang zu meiner Intuition als *ein* Aspekt meiner Ressourcen zu optimieren?

Und genau damit nähere ich mich einem für mich bedeutsamen Aspekt systemischen Arbeitens: Wie Sorge ich in professionellen Situationen für mich (zusammen mit meinem Gegenüber)?

2) Wolfgang Loth machte mich darauf aufmerksam, dass Handlungskategorien – wie Intuition, Kriminalität usf. - nicht beobachtet werden können, die zugeordneten Handlungen allerdings.

3) pers. Mitt. 2001, s. auch Beitrag in diesem Heft, S. 237

4) Wobei die Frage erlaubt sei, ob es sich hierbei wiederum um (m)eine Intuition handelt?

Für den professionellen Kontext mündet meine vorläufige Beschreibung in die Feststellung, professionelles Arbeiten ist immer zielgerichtetes Arbeiten. Intuition gewinnt genau hier ihre Bedeutung, indem sie möglicherweise weitere Wege erschließen hilft, sich dem Ziel anzunähern. In diesem Sinne ist Intuition im professionellen Kontext immer funktional – wie helfen intuitive Erkenntnisse den Beteiligten, sich den vereinbarten Zielen zu nähern? Es geht nach meinem Verständnis also nie darum, Intuition als richtig, wahr oder zutreffend zu begreifen, sondern immer als Mittel zum Zweck.⁵

In diesem Sinne begreife ich Intuition als eines der vielen Hilfsmittel, professionell wirksam zu arbeiten – eines von vielen und nicht unbedingt das beste oder das einzige. Intuitive Erkenntnisse oder Wahrnehmungen werden im therapeutischen Kontext daraufhin reflektiert (untersucht), in welchem Maße sie sich als hilfreich zeigen, dem vereinbarten Ziel näher zu kommen oder bisher nicht erkannte Wege zum Ziel zu erschließen – immer im Sinne von *ergänzenden* Möglichkeiten. Und diese Prüfung (Evaluation) der Zielannäherung sollte sich auf eher rationale Kriterien stützen, auf Kriterien also, die anfänglich als Kontextmarkierungen für Zielannäherung und Zielerreichung erarbeitet worden sind⁶.

Paul Dell (1986) arbeitete den Unterschied zwischen Erfahrung, Beschreibung und Erklärung heraus, wobei er u. a. ausführte, dass „jeder Versuch, Erfahrung zu *diskutieren* ... einen Metabereich“ erfordert (a. a. O., S. 112). Genau dies hat mir geholfen, einige der Herausforderungen oder Schwierigkeiten (aus meiner Sicht) besser zu verstehen, wenn es darum geht, Intuition zu beschreiben:

Intuition, so wie ich sie verstehe und am Anfang erwähnt habe, wäre demnach ein Phänomen aus dem Bereich meiner Erfahrung oder meines Erlebens. Schon diese Feststellung ist eine Beschreibung und das heißt immer auch eine „Repräsentation der Erfahrung“ (a. a. O., S. 113). Das erklärt mir, weshalb es nicht gelingt, das Gegenteil von Intuition zu definieren: Erfahrungen haben kein Gegenteil. Entweder ich erfahre bzw. erlebe „es“, oder ich erfahre bzw. erlebe „es“ nicht. Erst wenn ich den Bereich der Erfahrung verlasse, also darüber rede und so in den Bereich der Beschreibung gelange, kann es zu Unschärfen kommen. Benenne ich Intuition als Erleben, dann – um Dell zu paraphrasieren – sollte ich (mir) Rechenschaft ablegen, ob ich über Beschreibungen spreche oder über Erklärungen.

Mir ist nützlich, dass ich Intuition als eine Möglichkeit beschreiben kann, mir in meiner therapeutischen Arbeit hilfreich zu sein, nämlich mir einen Möglichkeitsraum zu erschlie-

5) Womit ich noch einmal betonen möchte, wie wichtig eine *gemeinsame* Klärung und Einigung über das zu erreichende (Therapie-) Ziel ist.

6) Ich erinnere noch einmal an die Bedeutsamkeit von Zielen und deren *operationale* Ausarbeitung.

ßen, ausgelöst durch mein Erleben, um diese Intuition dann als Möglichkeit (sprachlich im Konjunktiv) zu nutzen. Das wäre (m)eine Möglichkeit und (m)eine Wahrheit.

... und praktische Arbeit

„Alles gut und schön“ könnten Sie jetzt sagen und fragen: „Und was fangen Sie damit in der Praxis an? In Ihrer therapeutischen Arbeit?“ Darum geht es mir: wie nutzt mir diese Idee der Intuition, die ich gerade zu beschreiben versucht habe, in meiner Praxis? Das möchte ich versuchen, Ihnen kurz zu beschreiben.

Intuition – so wie ich sie hier für mich verstehe – bietet mir Optionen – Möglichkeiten –, mehr auf mich zu hören: auf meine innere Stimme, auf meinen inneren Dialog (Andersen 1990, Hargens 1998). Das ist nichts Neues, allerdings etwas anders begründet. Intuition ordne ich meinem dialogischen Selbst zu (Hermans et al. 1992):

„Das dialogische Selbst lässt sich als eine Vielfalt von Ich-Positionen oder als mögliche Selbste verstehen... Der Unterschied ist nun aber, dass mögliche Selbste (z.B. was man gern wäre oder wovor man Angst hätte zu werden) meist als konstituierender Teil eines facettenreichen Selbst-Konzepts mit einer zentralen Ich-Position verstanden werden, wohingegen das dialogische Selbst den Charakter eines dezentralisierten polyphonen Narrativs mit einer Vielfalt von Ich-Positionen hat“ (a. a. O., S. 30, Übers. J.H.).

Intuition wäre so eine der mir gegebenen bzw. zur Verfügung stehenden Möglichkeiten, zu denen ich dann „leichteren“ Zugang haben würde, wenn ich alle meine inneren Stimmen als gleich berechtigt verstehe und eben nicht davon ausgehe, es gäbe ein ordnendes, zusammenfassendes oder bestimmendes (i. S. von beherrschen) Selbst. In diesem Sinne hilft das Konzept Intuition mir, Zugang zu meinen eigenen Ressourcen eindeutiger in den Blick zu bekommen, sie ernst(er) zu nehmen und diskursfähig zu machen, respektvoll zu veröffentlichen (als eine von vielen Möglichkeiten), auch in einer therapeutischen Situation, z. B. wenn ich gewissermaßen Dialoge meines dialogischen Selbst respektvoll mitteile (s. dazu auch Hargens & Grau 1994).

Da Intuition weitere Möglichkeiten erschließen hilft, sollte die sprachliche Festschreibung/ Äußerung der Möglichkeitsform folgen, also im Konjunktiv formuliert werden (Bruner 1986, Hargens & Grau 1996, Hargens 2000), damit das „*Nein*“, das der KlientIn grundsätzlich möglich sein sollte (Andersen 1990), auch möglich wird.

Mir geht es darum, das, was sich mir in meinen inneren Dialogen zeigt, der KundIn/KlientIn mitzuteilen – als Idee, Anregung, Möglichkeit oder als Ausdruck meiner Intuition, nie als die Wahrheit. Es geht mir darum, respektvoll und neugierig zu bleiben, so dass ich die sprachliche Rahmung höher bewerte als den Inhalt. Deshalb leite ich solche Äußerung immer etwa folgendermaßen ein:

*„Ich hab’ da so eine Idee, die würde ich Ihnen gerne erzählen ... wenn Sie sie hören mögen...“
Erst wenn die KundIn/KlientIn ihr Einverständnis gegeben hat, fahre ich fort (im Konjunktiv):*

„Wissen Sie, mir käme da das Bild in den Sinn, wenn ich Sie wäre, dann würde ich mich wie ein Hamster im Laufrad fühlen. Ich wäre immer aktiv, meist nachts, es würde alles quietschen, und ich würde keinen Schritt vorankommen. Ich würde dann tagsüber den Schlaf brauchen, käme zu nichts anderem, weil ich ja die Energie und die Kraft wieder für die Nacht bräuchte... Ich hätte die Idee, wenn ich darüber nachdenken würde... ich wüsste nicht, woher ich die Kraft nähme...“

So etwa in diesem Sinne würde ich das, was ich „in mir höre“, veröffentlichen, auch wenn es grammatikalisch holperig klingen mag. Es erfüllt die Forderung, die ich in Anlehnung an Tom Andersen präzise benannt habe: „„Nein‘ ist grundlegend“ (Andersen 1990, S. 46).

Noch einmal ein wenig anders herum: Professionelles Handeln folgt bestimmten (erkennbaren) Regeln bzw. Standards und ermöglicht zugleich, dass diese Standards den jeweiligen Umständen verantwortlich und bewusst angepasst werden. In diesem Sinne folgt professionelles Handeln eben *nicht* einfach den Regeln, sondern folgt einer Art *geleiteter Intuition* (vgl. Hargens 1999) – professionelles Wissen und Können wird der Situation angepasst und hinterher kann professionell begründet werden, weshalb gerade diese Anpassung (intuitiv) erfolgte.

Diese Antwort ist eher kurz, vielleicht dürftig. Doch das macht Intuition für mich (auch?) aus: sie verweist auf einen Umgang mit mir selbst (in diesem Falle: in professionellen Situationen bzw. Kontexten; vgl. Hargens 2001).

In einer neuen Untersuchung zur Frage, was erfahrenere TherapeutInnen „ausmacht“ (Protinsky & Coward 2001) heißt es u.a.: „Ich handle mit einem doppelten Bewußtsein, das es mir möglich macht, die Welt meiner KlientInnen zu betreten und zugleich meine beobachtenden und strukturierend-kontrollierenden Fertigkeiten aufrechtzuerhalten.“ (S. 379) Ich denke, das könnte eine wunderbare Kurzdefinition sein, die sich ausdrückt in einer Überwindung der (reinen) theoretischen Position. Dies verweist auch auf das Dilemma, Intuition sprachlich zu erfassen und darüber zu forschen. Damit, so denke ich, habe ich mich einer anderen Definition angenähert, die Gruber & Mandl (1995, S. 12) beschreiben, wenn sie von „stillschweigendem Wissen“ schreiben: „Dieses praktische oder Erfahrungswissen ist genau das, was eine Person benötigt, um Erfolg in einer bestimmten Umwelt zu haben. *Tacit knowledge* wird aber niemals explizit gelehrt und kann daher von Experten oft nicht einmal verbalisiert werden.“

Literatur

- Andersen, T. [Ed.] (1990). Das Reflektierende Team. Dialoge und Dialoge über die Dialoge. Dortmund: modernes lernen.
- Bruner, J. S. (1986). Actual Minds, Possible Worlds. Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Dell, P. F. (1986). Zur Verteidigung „linealer Kausalität“. In: Dell, P. F. [Ed.]. Klinische Erkenntnis. Zu den Grundlagen systemischer Therapie. Dortmund: modernes lernen, pp. 107-116.

- Gruber, H. & H. Mandl (1995). Auswirkungen von Erfahrung auf die Entwicklung von Expertise. Ludwig-Maximilians-Universität München, Institut für Pädagogische Psychologie und Empirische Pädagogik, Forschungsbericht Nr. 45.
- Hargens, J. (1998). Wenn man hinschaut, reflektiert auch die Einwegscheibe? Reflexionen zum eigenen Umgang mit Reflektierenden Teams und Reflektierenden Positionen. In: Hargens, J. & Schlippe, A. v. [Eds.]. Das Spiel der Ideen. Reflektierendes Team und systemische Praxis. Dortmund: borgmann, pp. 211-224.
- Hargens, J. (1999). Be Yourself, Whoever You (Think You) Are. VOICES 35(1), pp. 65-67.
- Hargens, J. (2000). Von Lösungen, Möglichkeiten, Ressourcen und Problemen. Respektieren und Infragestellen von Unterschieden. In: Eberling, W. & Hargens, J. [Eds.]. Einfach kurz und gut. Teil 2. Ressourcen erkennen und nutzen. Dortmund: borgmann, pp. 11-36.
- Hargens, J. (2001) Brief Therapy by Letter, Australian and New Zealand Journal of Family Therapy 22 (4) (im Druck).
- Hargens, J. & U. Grau (1994). Meta-Dialogue. Contemporary Family Therapy, 16(6), pp. 451-462.
- Hargens, J. & U. Grau (1996). Sprache: Sprechen, versprechen, versprochen. Theoretische Anmerkungen zur lösungs-orientierten Kurztherapie. In: Eberling, W. & Hargens, J. [Eds.]. Einfach kurz und gut. Zur Praxis der lösungsorientierten Kurztherapie. Dortmund: borgmann, pp. 225-240.
- Hermans, H. J. M., Kempen, H. J. G. & Rens J. P. van Loon (1992). The dialogical Self. Beyond Individualism and Rationalism. Am. Psychol. 47(1), pp. 23-33.
- O'Hanlon, B. & S. Beadle (1998). Das wär' was! Ein Wegweiser ins Möglichkeiten-Land. 51 Methoden für eine kurze und respektvolle Therapie. Dortmund: borgmann.
- Protinsky, H. & L. Coward (2001). Developmental Lessons of a Seasoned Marital and Family Therapist: A Qualitative Investigation. J.Mar.Fam.Ther. 27(3), pp. 375-384.
- Watzlawick, P., J. H. Beavin & D. D. Jackson (1993⁸). Menschliche Kommunikation. Formen, Störungen, Paradoxien. Bern-Stuttgart-Toronto: Huber.

Jürgen Hargens
Norderweg 14
24980 Meyn
juergenhargens@t-online.de

